

Illustrirte Frauen-Zeitung

Hest 5.

Jährlich 24 Heste. Bei Vorausbezahlung ohne Aufschlag vierteljährlich 2 $\frac{1}{2}$ M.

— Berlin und Wien, 1. März 1896. —

Große Ausgabe. Bei Vorausbezahlung ohne Aufschlag vierteljährlich 4 $\frac{1}{2}$ M.

XXIII. Jahrg.

Nachdruck verboten.

Der Sohn aus der Fremde.

Humoristische Novelle von Albert Roderich in Hamburg.
(Schluß.)

„Ach danke Ihnen!“ sagte Fräulein Emma huldvoll. „Nämlich Ihre liebe Frau Mama trägt da heute ein Kleid, — ich weiß, Sie haben es aus Amerika mitgebracht, — freilich hat das moquante Fräulein Elners gesagt, man könnte nicht sehen, ob Frau Hilde drin versinken oder damit in die Luft fliegen wolle, — aber ich finde das Kleid für eine ältere Dame reizend, und ich möchte meiner Mama ebenso eins machen. Ich kann nämlich auch Kleider machen, — o ja! — für so praktisch hätten Sie mich wohl garnicht gehalten, wie? Aber nun meine Bitte: Darf ich einmal zu Ihnen kommen, morgen oder übermorgen, und mir das Muster nach dem Kleide schneiden?“

Wilhelm mußte natürlich die Bitte „mit Vergnügen“ gewähren, obgleich er garnicht ordentlich zugehört hatte. Er sah immer sehnsüchtig zu Fräulein Marie hinüber, die ihrerseits wieder sehr wenig auf die belehrenden Auseinandersetzungen des ewigen Schulmeisters hörte.

Während dessen hatte Schneider Trolle wieder verschiedentlich englische Anreden zu seinem amerikanischen Freunde hinübergerufen, und dieser hatte ihm auch mehrfach geantwortet.

„My dear Mister Hilde, how smeck it you?“

„Thank you, Mr. Trolle, it smecks me very well.“

Trolle fuhr befriedigt fort: „I am very glad to see you, my dear boy, — are you also very glad to see me, William?“

„Yes, I am also very glad!“

„O,“ schrieb Herr Trolle da, „you are the best from all my friends!“

„Erlauben Sie,“ bedeutete nun Cantor Rolle dem Schneidermeister, „dies ist kein richtiges Englisch. Nach einem Superlativ sind die Präpositionen von und unter durch of zu übersetzen. Sie hätten sagen müssen: you are the best of all my friends!“

„Das ist mir egal, Herr Cantor,“ entgegnete piquirt der Schneidermeister, „um den Superlativ kümmer' ich mich nicht for'n abgerissenen Zwirnsfaden! Wilhelm Hilde is 'n guter, alter Freund von mir, und wir sprechen immer englisch zusammen, und wenn der mir das so abnimmt, denn wird das auch wohl richtig sein. Jawohl, Herr Cantor!“

Cantor Rolle lächelte überlegen.

„Dies Ihr Argument hat keine Beweiskraft,“ beharrte er. „Außerdem habe ich Grund zu der Annahme, daß das Englisch Ihres Freundes nicht von der besten Art ist. So sagte er vorhin auf Ihre Anfrage mit Bezug auf das vorliegende Essen: it smecks me very well! — es giebt aber im Englischen gar kein Zeitwort to smeck!“

„Herr Cantor, nu bitt' ich

mir aber 'was aus! — Wenn ich auch vielleicht 'mal 'n kleinen Bummer mach' in's Englische, — aber mein Freund is dreinzwanzig Jahre in Amerika gewesen!“

„Das will nichts sagen, Herr Trolle, da will ich Ihnen 'mal 'was erzählen! — Ist Ihr Freund vielleicht ein self made man?“

„Früher ist er's nich gewesen,“ antwortete Trolle, „ob er's nu is, das kann ich nich 'mal so genau sagen.“

Während nun Cantor Rolle dem Schneidermeister eine eingehende Belehrung über amerikanische self made men zukommen ließ, unternahm der alte Christoph Hilde seinen Angriff gegen Fräulein Marie.

„Sie glauben garnicht,“ bemerkte er, „wie wir uns alle freuen, daß Ihr lieber Vater, unser guter Herr Pastor, mit einem Mal wieder so gesund und frisch geworden ist. Und gerad' so lebenslustig wie früher! Seh'n Sie 'mal, Fräulein, wie er da vergnügt sitzt und sich mit Frau Bedelmann's Mutter unterhält! Ja, so kann ein Mensch mit einem Schlag glücklich werden und ein anderer mit einem Schlag unglücklich! Ach, du lieber Gott, ja!“

Hier senkte der Alte tief auf, und Fräulein Marie blickte ihn fragend an.

„Ja, Fräulein Röper, so unglücklich sind wir mit einem Schlag geworden, — durch unsern Sohn Wilhelm!“

„Wie?“

„Jawoll, Fräulein Marie! Wir haben ja nur den einen, und Sie können Sich denken, wie glücklich wir sind, daß er wieder bei uns ist. Und er war auch

glücklich, daß er wieder in der Heimat und bei seinen Alten ist. Seit ein paar Tagen ist das nun mit einem Mal ganz anders. Wilhelm ist wie umgewandelt, traurig und tief niedergeschlagen; er will so schnell wie möglich wieder nach Amerika zurück. Meine Frau hat nun endlich den Grund dafür herausbekommen. Wilhelm ist in ein Mädchen verliebt, und das Mädchen will nichts von ihm wissen! Wenn ein wildfremder Mensch vor die Thür des Mädchens käme und seine Noth klagen wollte, dann würde das Mädchen ihn mitleidig anhören. Ja, das würde das Mädchen thun, das weiß ich, denn es ist ein gutes Mädchen; aber meinen armen Sohn will sie nicht einmal anhören! Und mein Wilhelm in seiner Schüchternheit und Bescheidenheit grämt sich nun so im stillen ganz schrecklich und quält sich mit den unglücklichsten Gedanken.“

Fräulein Marie hatte das Haupt tief gebeugt, und ihr Gesicht war mit dunkler Röthe bedeckt.

„Und was das schlimmste ist,“ fuhr der alte Mann fort, „ich glaube, Fräulein Marie, das Mädchen verachtet meinen Sohn!“

„Ach, nein, nein!“ rief, beinahe aufschluchzend, das Mädchen unwillkürlich.

„Nicht?! Warum behandelt sie ihn denn so schlecht?! Warum geht sie ihm denn aus dem Wege, als wenn er ein Verbrechen begangen hätte?“

„O Gott! ich — ich — will Ihren Sohn sprechen!“ Der Alte erhob sein Glas und hielt es seinem Sohn entgegen, der gerade zu ihnen herüberblickte.



Jean Gérardy.

Nach einer Photographie von Elliott und Fry, London.



Bronislaw Hubermann.

Nach einer Photographie von J. C. Schaarwächter, Hof-Photograph, Berlin.

Siehe den Artikel: Zwei Lieblinge der Russen. — Siehe Seite 39.

„Prost, Wilhelm,“ rief er, wie aufjubelnd, „Du sollst leben!“

Und auch Wilhelm ergriff sein Glas, und wie er hinüberwinkte, sah er, wie Marie ihn mit leisem Neigen des Hauptes grüßte, und wie ein freundlicher Strahl aus ihren Augen zu ihm herüberflog.

Ein Gefühl namenlosen Glückes überkam ihn, und als seine Tischnachbarin jetzt auch mit ihrem Glase gegen sein noch immer erhobenes Glas stieß und überaus freundlich sagte: „Ihr Wohlsein, Herr Hilde!“ — da entgegnete er so recht herzlich: „Ich danke Ihnen, liebes Fräulein!“

Da sah ihm Fräulein Emma schmachend in die Augen und stotterte mit kleidsamer Verlegenheit: „Ach Herr Hilde, Sie — Sie — sind so — so — nein, wirklich, — ich habe ordentlich Angst, morgen zu Ihnen zu kommen! Aber nein!“ — eine tief verborgene Leidenschaft schien plötzlich alle Scrupel und Vorurtheile zu besiegen, „nein, ich komme doch zu Ihnen!“

Gleich darauf stand Fräulein Emma auf und trat hinter den Stuhl Mutter Anna's. Sie unterhielt sich eine Weile sehr freundschaftlich mit der alten Frau und sagte dann recht laut: „Ach ja, liebe Frau Cantor, morgen komme ich zu Ihnen. Ihr Kleid ist zu reizend! So eins muß meine Mutter auch haben. Ihr Sohn hat mir gesagt, ich könnte ja bei Ihnen im Hause das Muster nehmen.“

„Ach, Fräulein,“ antwortete Frau Anna Hilde recht unfernlich, „ich bin 'ne alte Frau, un so'n Fopperei!“

„Aber um Gotteswillen das ist keine Fopperei! Ich bitte Sie, liebe, gute Frau Cantor, ich finde das Kleid entzückend!“

„Na, denn geh'n Sie man nach der Schneiderin Bösch in Altenhausen, un lassen sich auch so'n Kleid machen.“

„Was? Hat denn Ihr Sohn das Kleid nicht mit aus Amerika gebracht?“

„Das Kleid nicht, nee, — bloß das Zeug dazu! —“

Die verschiedenen Einzelheiten des Mittagessens und die späteren Phasen der Feier auf dem Bedelmann'schen Hofe können hier nicht eingehend beschrieben werden. Es mag nur gesagt sein, daß so viel an Gß- und Trink-Material vorhanden war, daß damit ein Duzend Tausen gewöhnlicher erstgeborener Söhne ganz zufriedenstellend hätten gefeiert werden können. Was die Bewältigung dieses Riesens-Materials anbelangt, so muß wahrheitsgemäß festgestellt werden, daß die ländlichen wie die städtischen Gäste sich mit gleicher Lust und Liebe zur Sache und gleich großem Erfolge darum bemühten. Als einziger Unterschied wäre vielleicht zu bemerken, daß die Landleute das ihrige dabei mehr mit Ruhe und bescheidener Größe vollbrachten, während die Städter ihre Aufgabe etwas geräuschvoller lösten und ein wenig mehr Selbstbewußtsein zur Schau trugen. Aber in keiner Weise kann das eine so bedeutende Leistung beeinträchtigen oder verkleinern.

Gegen elf Uhr abends fanden sich alle Leute aus Altenhausen, die an dem Fest theilnahmen, im Wohnzimmer des Hofbesizers Bedelmann zusammen. Nach dem jedem von ihnen im geheimen gemachten Vorschlage des alten Cantors wollten sie jetzt gemeinsam nach Hause wandern, ohne durch ihre Verabschiedung die Wirthe und die übrigen Festgenossen in deren Vergnügen zu stören oder gar ebenfalls zum Ausbruch zu veranlassen.

„Das trifft sich gut, Herr Pastor,“ sagte Kaufmann Rose, „draußen steht Nachtwächter Klas Kluth, der kann uns nach Haus bringen, denn brauchen wir auch weiter keine Laterne.“

Und richtig, als die Altenhausener ins Freie traten, stand da ihr Nachtwächter Klas Kluth mit Horn, Spieß und Laterne! Er hatte seine allnächtliche, gewöhnliche Bahn auf ein Weilschen verlassen und dem Gesinde Bedelmann's ein wenig beim Feiern geholfen. Vielleicht auch mehr als ein wenig, denn die kleinen Augen schwammen recht trübe in dem rothen Gesicht, und die gedrungene Gestalt stützte sich gegen ihre Gewohnheit auf den großen Nachtwächterspieß.

„Na, Klas,“ sagte Kaufmann Rose, „wullen Se mit uns gahn?“

„So, Herr, dat is'n Ehr för mi!“

„Na, dann gahn Se man vöran mit de Lücht!“

Und Klas Kluth ging mit der Laterne voran, und die Leute von Altenhausen folgten ihm paarweise.

Der alte Hilde hatte zu seinem Schulnachfolger gesagt, als dieser gerade der Pastorentochter seinen Arm geben wollte: „Fassen Sie lieber den alten Herrn Pastor unter, Herr College! Wilhelm Du kannst ja Fräulein Marie Deinen Arm geben!“

Das hatte dieser denn auch gethan, und nun schritten die beiden hinter den anderen Paaren her. Der Nachtwächter voran mit der Laterne, dann Cantor Hilde und

Frau, Pastor Köper und Cantor Rolle, Kaufmann Rose und Frau, Schneidermeister Trolle mit seiner Gattin und ein gutes Stück weiter zurück Wilhelm mit Marie.

Es war ein ziemlich dunkler, nebliger Herbstabend, und nur selten drang das mürrische Gesicht des Mondes durch die Lüden der eilig dahinfliehenden Wolken.

Wilhelm und Marie schritten eine Weile schweigend neben einander. Es lag ihnen beiden schwer auf dem Herzen, denn sie wußten, daß sie vor einer Entscheidung standen.

„Fräulein Marie,“ sagte Wilhelm endlich, „nach einem solchen Augenblicke habe ich mich lange gesehnt. Jetzt müssen Sie mir Rede stehen! Warum stiehen Sie mich, Fräulein Marie?“

„Weil ich so gedemüthigt bin vor Ihnen.“

„Sie — vor mir — gedemüthigt?“

„Ja! Sie haben meinen Vater befreit. Ich weiß es. Mein Vater glaubt, es sei wirklich durch einen alten Freund geschehen, dem er einmal einen Dienst geleistet hat. Von Ihnen würde er es nimmer angenommen haben; er würde tief gedemüthigt sein, wie ich es bin, und doch kann ich ihm die Wahrheit nicht sagen, denn ich habe die Schuld getragen an dem Unglück seines Alters. Hören Sie mich an: Sie wissen ohne Zweifel, daß — ich verlobt war?“

„Ich weiß es.“

„Mein Verlobter war in Noth. Ich wollte ihn retten um jeden Preis. Ich bestürmte, ich beschwor meinen guten Vater, bis er alles hergab, was er besaß und noch mehr! Der leichtgläubige, vertrauensselige Mann! Er gerieth in die Hände eines Wucherers und war dazu so schlecht bewandert in Geldangelegenheiten. Das wissen Sie auch. Wir haben gehungert und gedurdt und uns gequält und gequält, und die Sorge und die Angst vor Entdeckung und Schande haben meinen lieben Vater krank und elend gemacht. Und ich, die ich all' das auf sein weißes Haupt gebracht habe, ich sollte jetzt sagen: „Du darfst die Rettung nicht annehmen?“ Das darf und kann ich nicht, und deshalb bin ich gedemüthigt vor Ihnen!“

„Ach, liebes Fräulein, es ist sehr traurig für mich, daß Sie Sich durch das, was ich gethan habe, gedemüthigt fühlen konnten!“

„Nicht dadurch allein! Mir liegt noch etwas anderes, Schlimmeres auf der Seele. Ich muß Ihnen auch das jetzt sagen: Mein Bräutigam —“

„Ich weiß es!“ unterbrach Wilhelm das Mädchen rasch.

„Wie, Sie wissen auch das?“

„Ja, ich weiß das Schreckliche. Ich bitte Sie, kein Wort mehr davon! Nur eine einzige Frage, haben Sie ihn vergessen?“

„Vergessen?! O, wie kann ich vergessen! Ich bin zu schrecklich getäuscht und betrogen worden!“

„Vielleicht trägt jener Wucherer die meiste Schuld daran.“

„Sie sind ein guter Mensch!“

„Und nun, Marie, — ich liebe Sie! Ich bin kein Jüngling mehr, ich liebe Sie nicht mit schwärmerischer Leidenschaft; ich liebe Sie nur treu und wahr. Marie, können Sie mir auch so gut sein, um mein Weib zu werden?“

„Ich weiß seit Tagen, daß Sie diese Frage an mich richten würden, und auch deshalb bin ich Ihnen aus dem Wege gegangen. Ich kann meinen Vater nicht verlassen und Ihnen übers Meer folgen. Ich habe so viel Leid auf ihn gebracht, — für mich, für meine unselige Liebe hat der gute, edle Mann jahrelang die Angst eines Verbrechers erduldet, — und jetzt sollte ich ihn allein lassen?! Nimmermehr! Ich bin glücklich, daß ein Mann, wie Sie, mich lieb gewonnen hat, und ich danke Ihnen, Wilhelm! Und jetzt kann ich auch ohne Scham und Demüthigung das Opfer annehmen, mit dem Sie meinen Vater und mich retteten; ich danke Ihnen auch dafür aus tiefstem Herzen!“

Die letzten Worte Marie's waren von leisem Weinen fast erstickt, und Wilhelm preßte in überströmender Zärtlichkeit den Arm des Mädchens an sich.

Da plötzlich vernahmen sie vor sich laute Stimmen. Sie sahen im Halbdunkel ihre vorausgegangenen Gefährten still stehen und hörten sie laut und erregt durcheinander sprechen. Sie eilten hinzu. Die Bürger von Altenhausen standen vor einem Wassergraben und starrten die steile Böschung hinunter. Man sah da unten im Wasser eine dunkle Masse, von der ein leises Stöhnen ausging.

„Da liegt 'n Mensch im Graben!“ rief der alte Cantor.

„Die Laterne her!“ schrie Schneidermeister Trolle.

„Wo ist Klas Kluth?“

„Der ist voran, da vorn geht er!“ rief Kaufmann Rose und stürzte vorwärts, um den Nachtwächter zu holen.

„Die Pike! Schnell den Nachtwächter seine Pike her!“ rief Cantor Rolle ihm nach.

Doch inzwischen ließ Wilhelm sich rasch die steile Böschung hinuntergleiten und stand im nächsten Augenblicke fast bis unter den Armen im Wasser.

„Goddam,“ rief Schneidermeister Trolle, „you are a fixen Keer!“

„Dieser Wassergraben ist hier sehr irrational angebracht,“ bemerkte Schulmeister Rolle.

Wilhelm aber packte die hüßlos gebückt im Wasser stehende, stöhnende dunkle Masse und richtete sie kräftig auf.

„Dat is 'n grote Ehr för mi,“ wimmerte Klas Kluth, der Nachtwächter, denn er war selbst der Verunglückte, und hängte sich fest an Wilhelms Arm. Seine Pike hielt er krampfhaft mit der Linken fest, und mit deren Hilfe brachte Wilhelm sich und den geretteten Nachtwächter aufs Trockene.

„Sieh, sieh, Klas Kluth,“ sagte Pastor Köper, „es ist doch gut, daß Sie uns mitgenommen haben!“

Nun war die Rettung des Nachtwächters weniger gefährlich, als sie ausgesehen hatte. Christoph Hilde war aber doch in großer Angst um seinen Sohn gewesen, und Mutter Anna hatte laut jammernd seinen Arm umschlungen gehalten, während Fräulein Marie untrügliche Zeichen zärtlicher Besorgniß für das Leben des muthigen Retters von sich gegeben hatte.

„Schnell nach Hause!“ rief sie jetzt, „Sie sind gänzlich durchnäßt!“

Der alte Cantor nahm seinen Sohn unter den Arm und flüsterte ihm zu: „Junge, gib dem Nachtwächter morgen 'n ordentliches Stück Trinkgeld. Der hat's herausgebracht. Das Mädchel hat Dich von Herzen lieb!“

In einer kleinen Viertelstunde war das Dorf erreicht. Kaufmann Rose, Cantor Rolle und der Schneidermeister hatten vor ihren Wohnungen Abschied genommen, und Christoph Hilde war eine kurze Strecke vor seinem Hause vorausgegangen, um die Thür zu öffnen. Aber siehe da, die Thür widerstand! Schlosser Wille's Sicherheitschloß war zu sicher gewesen. Alle nacheinander versuchten es, allein es ging nicht, nur der Schlüssel kreischte im Schlosse. Die Idee, Schlosser Wille aus dem Bett zu holen, gab man schnell wieder auf. Ehe der das Schloß geöffnet haben würde, mußte sich Wilhelm in seinen nassen Kleidern bis auf den Tod erkälten haben.

„Die ist sehr einfach,“ erklärte Pastor Köper, Sie kommen alle mit zu uns. Wir haben Platz genug für eine halbe Nacht, und Herr Wilhelm zieht morgen früh einweilen einen Anzug von mir an!“

Und so geschah es! Und die drei Männer und die beiden Frauen haben in der halben Nacht viel mit einander besprochen. Am nächsten Morgen aber gingen Marie und Wilhelm eine lange Zeit im Vordergarten immer auf und ab, dann traten sie Hand in Hand zu den drei Alten ins Zimmer. Und Wilhelm sagte: „Meine liebe Braut und ich haben folgendes beschlossen: Ich reise mit dem nächsten Dampfer nach Amerika. Zwei oder drei Monate habe ich drüben zu thun, bis ich alles Nöthige geordnet habe. Dann komme ich zurück und übernehme die Leitung unseres neuen Hamburger Hauses. Papa Pastor zieht zu uns, und jeden Sonntag verbringen wir in Altenhausen!“

Vater und Sohn standen unter den beiden Lindensäumen am Ausgange des Dorfes. Morgen früh wollte Wilhelm reisen, und der Vater hatte ihn hierher geführt.

„Sie wollte ihren Vater nicht verlassen, obgleich sie Dich so lieb hat,“ sagte der alte Schulmeister, „Du bekommst ein gutes und getreues Weib, Du wirst glücklich sein. Und nun will ich Dir Adieu sagen, mein Wilhelm!“

„Warum jetzt? Ihr bringt mich doch morgen ans Schiff!“

„Nein, Wilhelm, wir bringen Dich morgen nicht ans Schiff.“

„Warum nicht? Ist sie wieder da? Du hast wohl wieder Schmerzen?“

„Nein, mein Junge —“

„Doch! Und es muß schlimm sein, daß Du mich nicht hinbringen willst. Dann habe ich die ganze Reise keine Ruhe.“

Der Alte lächelte so recht glücklich. „Na, mein Junge, wenn Du sonst keine Ruhe hast, will ich's Dir lieber sagen: Marie bringt Dich ans Schiff; und Ihr beide habt Euch gewiß noch viel zu erzählen, was einen Dritten nichts angeht. Darum sag' ich Dir jetzt Adieu!“

„Nein, Vater, das leide ich nicht. Du gehst mit!“

„Recht so, mein Junge, quäle mich nur ordentlich, daß ich mitgehen soll, das thut mir wohl. Aber ich gehe doch nicht mit. Und nun, — nimm Deinen Hut ab, Wilhelm!“ Und der Alte legte die Hand auf das Haupt seines Sohnes, dem die Thränen in die Augen stürzten, und sagte leise, mit zitternder Stimme: „Gott segne Dich, mein lieber Sohn!“

Nachdruck verboten.

Hiddigeigei.

Eine Geschichte aus der Carnevals-Zeit von Alwin Römer in Magdeburg.

(Schluß.)

Was wünschen Sie denn, mein lieber Herr Doctor? fragte der Stadtrath wohlwollend. Weinland nahm ihn am Arme mit in eines der Nebenzimmer, zog die Maske vom Gesicht und flüsterte erröthend: „D... hm... ja... das heißt... es handelt sich nämlich um Ihr Fräulein Tochter, Herr Stadtrath!“

„Ei ei, so so?“ „Würden Sie denn meiner Bewerbung um die Hand Fräulein Emmys kein Hinderniß entgegen setzen?“ „Aber, Herr Doctor! Ganz und gar nicht! Nur... Sie wissen doch, ein Stiefvater und noch dazu einer von so kurzer Hand wie ich, — wir sind doch jetzt erst ein Jahr verheiratet! — hm!... Viel Einfluß auf das Kind habe ich nicht! Und offen gesagt, was dergleichen Pläne anlangt, möchte ich meiner Frau nicht gern etwas dazwischen reden! Wenn es mein leibliches Kind wäre, das wissen Sie ja, Doctorchen!... Aber reden Sie doch mal mit meiner Frau. Vielleicht sind Sie... Allerdings protegirt sie ja den Assessor... Indessen... na, Sie werden ja sehen! Wenn Sie Emmys sicher sind...“

„D, ich habe bis jetzt noch nicht gewagt...“ „Hm... dem RUTHIGEN gehört die Welt, Doctor. Also, en avant!“

Zur selben Zeit unterhielt sich Emmy, die schöne Margarethe, mit Leonor Montfort aus Plessys, d. h. mit ihrer Freundin Eva, der Gattin des Altmeisters von Oberberg, über anscheinend gleich geheimnißvolle Dinge.

„Der Provvisor ist es auf keinen Fall!“ wisperte das Freiherrnkind. „Schon die Stimme ist ganz anders. Und ich weiß nicht, wie ich auf die Idee komme, aber so klangvoll spricht kaum ein anderer, als...“

„Run, als...?“ fragte neugierig Leonor. „Als... als... nun Du kennst ihn ja auch, Eva, — den Doctor Lindemann aus unserm Institut!“ schloß „Margarethe“ etwas besangen.

„Emmy!“ ich glaube gar, Du liebst das Scheusal!“ „Aber psui, Eva, sei doch nicht so entsetzt laut! Beshalb soll denn der Doctor ein Scheusal sein?“

„Weißt Du nicht mehr, wie er mir damals sagte: ‚Sie haben eben Ihre Arbeit nicht machen wollen, Fräulein Engel! als ich den dummen Ferienbrief verloren hatte?‘“

„Das konntest Du ihm doch auch nicht übel nehmen!“ „So? Ei sieh doch, wie tapfer Du ihn verteidigst, den schlechtesten Menschen!... Aber recht kannst Du haben, daß er's ist, wenn ich auch vorläufig noch keine Ahnung habe, wie er hierherkommt, und wer ihn in das abscheuliche Katerkostüm gesteckt hat! — Geh, bitte, so lange in das grüne Zimmer! Wenn er's ist, bringe ich ihn Dir! Aber verrathe Dich nicht! Wir wollen ihn ein wenig zappeln lassen!“

„Glaubst Du wirklich, daß ich mich nicht getäuscht habe?“ „Wer weiß! Wo möglich steckt aber doch nur ein ganz gewöhnlicher Europäer dahinter, dem ein Zufall nur eine Sprache, so klangvoll, so metallisch, wie die des Herrn Doctor mit auf den Lebensweg gegeben hat! Natürlich ist Dir dann das ganze Fest verdorben, nicht? Ich sehe durch Deine Maske hindurch schon Deine Unterlippe hängen!... Na, vielleicht ist er's doch. Also geh, daß ich Dich auch nachher finde!“

Und noch ein drittes Gespräch bedeutungsvollen Inhalts fand im gleichen Augenblicke statt. In ritterlicher Attitüde stand der Trompeter von Säcklingen vor der Fürst-Kebtsifin des Hochstiftes und harrete eines gnädigen Wortes auf seine Ansprache. Er fühlte sich hochbeglückt, als ihm nicht, wie einst seinem Vorbilde, der Text ob seines kühnen Unterfangens gelesen wurde, sondern als die alte Dame mild und vertraulich sagte: „Gern, gern, Herr Assessor! Nur zwingen werde ich das Kind niemals. Sie soll ganz nach ihrer Neigung heirathen. Aber daran zweifle ich ja keine Sekunde, so willkommen, wie Sie, wird ihr kein anderer sein! Wenn nicht... Ich wüßte freilich gar nicht...“

„Der Herr Doctor Weinland vielleicht?“ fragte vorsichtig der Assessor. „Wo denken Sie hin, Herr Assessor! Für den würde sie zuletzt schwärmen. Aber gehen Sie und sprechen Sie mit dem Kinde! Meine Wünsche begleiten Sie!“

Dankbar küßte der Assessor die Hand der Frau Stadtrath Pistorius und begab sich dann, nach seiner Partnerin im Maskenspiel ausschauend, in das Gewühl des Saales hinein. Hiddigeigei stand währenddessen am Buffet und stillte seinen Hunger mit ein paar heißen Würstchen.

„Gelt, Kater, das schmeckt!“ fragte ihn der Freiherr und brachte ihm einen frisch gefüllten Krug Bier zu dem Nachtmahl. Doctor Lindemann hatte die Maske vom Gesicht genommen, um vernünftig essen zu können; er sah sich verwundert nach dem Spender des schäumenden Stoffes um.

„Seinen Hausbedarf an Uttern Schafft ein jeder selbst sich heute!“

variirte er und machte dabei eine verbindliche Geste der Ablehnung. „Ja, was seh' ich denn,“ rief der Freiherr. „Sie sind ja gar nicht der Provvisor aus der Mohnen-Apothekel! Entschuldigen Sie, bitte, ich hätte mir selbstverständlich nicht erlaubt...“

„Nichts da von Entschuldigungen!“ unterbrach ihn in diesem Momente Frau Leonor heiter. „Dieser Herr war meine erste Schwärmerei, Herr Gemahl, und wird deshalb nicht verschmähen, auf mein Wohl mit Dir anzustoßen!“

„Gnädige Frau, ich weiß wirklich nicht...“, meinte der Doctor erröthend. „Aber ich, mein lieber Herr Hiddigeigei. Sie sind doch Doctor Lindemann aus...?“

„Allerdings, aber...“ „Was? Sie sind's wirklich? D, das ist ja famos!“ rief der Freiherr vergnügt. „Na, nun aber angestoßen, verehrter Herr! Und dann zieh'n wir uns in einen Schmollwinkel zurück und...“

„Zunächst sind Sie etwas überflüssig, mein Herr Gemahl!“ wehrte Frau Leonor seiner Begeisterung. „Ich habe mit dem Herrn Doctor noch ein Hühnchen zu pflücken... Sie geh'n doch mit mir, guter Hiddigeigei, ja?“

Lindemann schob schnell seine Maske wieder vor das Antlitz, weil er die Befürchtung hegte, den räthselhaften Bekannten, die er da vor sich hatte, nicht gerade sein geistreichstes Mienenpiel zu zeigen.

Frau Leonor legte alsbald ihren Arm in seine Katerpote und dirigierte ihn wortlos durch den großen Saal in das grüne Zimmer, einen lauschigen, mit allerlei Blattpflanzen decorirten Nebenraum. Dort stand gerade der Trompeter von Säcklingen vor Margarethe und sprach mit dem Aufgebot eines solchen Feuers, daß niemand den erheblichen „Mondschein“ unter seiner jugendlichen blonden Lockenperücke errathen haben würde.

„Ein blinder Zufall ist es gewesen, der uns als Paar am heutigen Feste zusammengeführt hat, aber ein geeigneter Zufall, verehrtes Fräulein! Ich möchte ihn festhalten, möchte ihm zurufen...“

„Verweile doch, Du bist so schön!“ rief Hiddigeigei, als der Assessor eine Kunstpause machte, denn seine geheimnißvolle Führerin hatte ihm zugeflüstert: „Den müssen wir hier 'rausgraulen, lieber Herr Doctor!“

Wie von einer Wespe gestochen, fuhr der schnöde Gestörte herum. „Geh'n Sie zum Teufel mit Ihren dummen Trompeter-Citaten, Sie alter Giftmischer!“ schrie er.

„Bitte um Verzeihung, aber diesmal war es ‚Haust!‘“ sagte Hiddigeigei gelassen. „Meinetwegen auch ‚Haust!‘ Was geht das mich an! Ich ersuche Sie...“

„Nein, ich ersuche Sie,“ forderte ihn liebenswürdig Leonor auf, „mich jetzt zu der vorhin erbetenen Polka zu führen!“ „Ah... richtig!... Bitte um Verzeihung, meine Gnädigste!“ Und der arme Assessor führte die Intrigantin blutenden Herzens in den Tanzsaal.

Hiddigeigei und Margarethe blieben allein in dem Raume zurück. „Sind Sie sehr böse, gnädiges Fräulein,“ fragte der Doctor, ein wenig zaghaft, „daß ich Ihnen Ihren Trompeter so weg... weg...“

„Gebissen habe wollen Sie sagen, nicht? Beruhigen Sie sich darüber. Es war mir ganz angenehm!“

„Wahrhaftig?“ fragte er und ließ sich auf einen Stuhl, ihr gegenüber, nieder, fest entschlossen, dahinter zu kommen, ob seine Ahnung ihn nicht betrüge.

„Gewiß!“ sagte sie, von den gleichen Gefühlen befeelt, und sah ihn durch die Maske hindurch ungewiß an. Er rückte ihr ein wenig näher und suchte nach einem neuen Gesprächsansatz. Und mit einemmal stand Herr Fludribus an dem Tisch, verbeugte sich sehr tief vor der Dame.

„Fräulein Bergen, darf ich bitten?“ „Gurra!“ schrie es im Innern Lindemann's. „Sie ist es!“ Fräulein Bergen aber erklärte ein wenig stotternd: „Wenn Sie es mir nicht übel nehmen, Herr Doctor,... aber ich möchte augenblicklich, ich fühle mich ein bißchen matt...“

„Ganz wie Sie befehlen, Fräulein Bergen!“ Weinland zog sich zurück mit einem erneuten, fürchterlichen Groll im Herzen auf diesen Schlingel von Lindemann, der selbst im Kostüm eines Katers Eroberungen machte, während er in der Sammetjoppe und dem kühnen Barett einen Korbbandel anlegen konnte.

„Fräulein Emmy!“ flüsterte Lindemann, als Fludribus wieder hinaus war, erregt. „Sind Sie es denn wirklich?“ „Freut Sie das denn so, Herr Doctor?“ fragte sie und nahm die Halbmaske vom Gesicht.

„Von Herzen!“ sagte er ehrlich und folgte ihrem Beispiel. „Und Sie haben mich auch erkannt?“ „Gleich, wie ich Sie sprechen hörte, heute Abend!“

„Wie merkwürdig!... Aber sagen Sie mir, wie kommen Sie hierher? Ich vermutete Sie in Steint!“

„Mama hat sich voriges Jahr mit meinem Stiefvater, dem Stadtrath Pistorius hier, verheiratet!“

„Ah, darum habe ich von Fräulein Reichmann die Empfehlung an ihn!“

„Jedenfalls! Aber sagen Sie mir nun auch, wie Sie hier herein gekommen?“

Und als er ihr das erzählt hatte, lachte sie so glücklich und sah ihm dabei so merkwürdig in die Augen, daß er, warm werdend flüsterte: „Wissen Sie auch, Fräulein Emmy, daß Sie mir im Institut manche schwere Stunde bereitet haben, wenn...“

„Wenn...?“ fragte sie leise. „Wenn Sie mich so anfahren?“ ergänzte er und griff nach ihrer Hand. Und sie ließ es geschehen, daß er einen Kuß darauf drückte, und noch einen.

Draußen verklangen die letzten Polka-Takte. Der Assessor geleitete seine Dame wieder herein. Sein Blick erhaschte gerade noch den Moment, wo Hiddigeigei sich über die Hand Emmy Bergens beugte.

Wuthschraubend ging er hinaus. Am Buffet stürzte er hastig ein paar Glas Wein hinterher und trommelte dabei auf dem Zinleinfaß des Bier-Buffets herum.

„So verdrießlich, Herr Assessor?“ fragte ihn der Steuerinspector, der, in der Tracht des Schwarzwälder Pfarrherrn, soeben einen Ganzen geleert hatte.

„Ah, dieser Provvisor ist ein wahres Ekel heute Abend!“ murrte der Assessor. „Fortwährend kreuzt er anderen Leuten den Weg und verdrißt ihnen das Vergnügen!“

„Der Provvisor? Aber der ist ja gar nicht hier!“

„Nicht hier? Ja, wer spielt denn dann aber den Hiddigeigei?“

„Jemand ein schnell beschaffter Lidenbüßer, soviel ich erfahren habe. Der Stadtrath will nicht mit der Sprache heraus, wahrscheinlich, weil es ihm selber genierlich ist!“

„Was? Na, da hört doch wirklich alles auf!“

„Auf ein Wort, Herr Stadtrath!“

„Bitte, Herr Assessor!“

„Wer ist eigentlich dieser Hiddigeigei?“

„Hm... weshalb denn, bester Assessor?“ fragte Pistorius geärgert.

„Das ist ein ganz unangenehmer Patron! Belästigt die Damen auf dreiste Art, belagert jetzt zum Beispiel Ihr Fräulein Tochter!“

„Wie? Sie scherzen, Herr Assessor! Der Mensch ist doch längst fort, denke ich?“

„I, Gott bewahre! Drüben im grünen Zimmer sitzt er und...“

„Ach danke Ihnen, daß Sie mir das sagen! Die Geschichte wollen wir gleich in Ordnung bringen!“ sagte der Stadtrath entschlossen und schritt durch den Saal nach dem grünen Zimmer hinüber.

Dort saß der vermeintliche Uebelthäter inmitten einer kleinen fröhlichen Gesellschaft und ließ sich vom Säcklinger Freiherrn just darüber aufklären, wie auch seine Gemahlin, die schallhafte Frau Leonor, dereinst als junges Mädchen verehrungsvoll zu seinen Füßen gesessen habe.

Lachend erneuerten sie ihre alte Bekanntschaft. „Hätten Sie nicht damals einen gewissen Ferienbrief aufgegeben...“ sagte der Freiherr.

„Und mich nachher für eine Lügnerin gehalten, weil er mir verloren gegangen war...“ schaltete Frau Leonor drohlich drohend ein.

„So hätte das Evchen vielleicht Sie geheiratet, Herr Doctor!“ ergänzte der Freiherr lachend den Satz.

„Aber, Egon, wie darfst Du so etwas sagen!“ entrüstete sie sich, und wandte sich dann ein wenig boshaft an Emmy mit der Frage: „Wäre das nicht ganz entsetzlich gewesen?“

„Du bist abscheulich!“ flüsterte Emmy und wurde roth wie eine Purpurrose. Ein Glück, daß ihr Vater auf der Schwelle erschien und diesem kleinen Fegefeuer ein Ende machte. Wie ein Erldjer kam er ihr vor. Freilich nur zu Anfang. In den nächsten Minuten wurde sie um so bestürzter über ihn.

„Grimmig faltete die Stirn, Grimmig schüttelte die Locken Der Rector Magnificus.“

Hinter ihm, wie sein getreuer Bedell, wandelte der Herr Assessor.

„Gestatten Sie, meine Herrschaften,“ unterbrach der alte Herr die fröhliche Unterhaltung, in die, zu seinem Entsetzen, der unverkämteste aller Hausknechte verwickelt war, „ich möchte ein paar Worte mit dem Herrn da, mit dem Kater Hiddigeigei reden!“

„Bitte!“ sagte Lindemann artig und stand auf. „Welch ein intelligentes Gesicht für einen Hausknecht!“ dachte der Stadtrath unwillkürlich, als er Hiddigeigei ohne Larve sah.

„Sie sind doch der... der... Herr, den Doctor Weinland vom Gymnasium geholt hat?“ fragte er vorsichtshalber leise.

„Ganz recht!“ erklärte Lindemann verbindlich. Da aber waltete der Born in des Stadtraths Busen auf und er flüsterte grimmig: „Warum sind Sie denn noch immer hier? Was? In fünf Minuten ist Demaskirung, Sie...“

„Aber Herr Stadtrath!“ sagte der Doctor erstaunt. „Ach was, ich habe es Ihnen doch deutlich genug gemacht, wann Sie verschwinden sollen! Sie sind ein unverkämter Kerl!“

„Herr Stadtrath, ich muß bitten...“

„Warten Sie draußen!“ rief halbblaut der Stadtrath. „Alle Redensarten sind überflüssig. Hier haben Sie einen Thaler und nun drücken Sie sich!“

„Vorwärts, vorwärts!“ drängte auch der Assessor, erfreut über die Verbannung des spottsuchtigen Katerthiers. Lindemann sah sich ganz verwirrt um. Was hatten diese Menschen gegen ihn? Und noch einmal stellte er sich die Frage, die ihm schon bei seiner ersten Begegnung mit Herrn Pistorius durch den Schädel geschwirrt war: Ist er verrückt oder bin ich's?

„Was ist denn geschehen?“ fragte jetzt Herr von Oberberg, der auf Veranlassung der Damen zu der Gruppe herangetreten war.

„Ach,“ rief der Stadtrath ärgerlich, „das kommt davon, wenn man sich zu Dummheiten breitschlagen läßt! Diese Suppe hat mir der Weinland eingebrockt. Wir hatten nämlich keinen Hiddigeigei, weil der Provvisor im letzten Augenblick abfiel und sich durchaus kein anderer für diese Rolle finden wollte, und da kam Weinland denn zuletzt auf die Idee, — hier sank des Stadtraths Stimme zu einem Flüstern hinab, — diesen Menschen hier...“

„Herr Stadtrath!“ brauste Lindemann auf, doppelt empört, nachdem er dahinter gekommen, wie listig ihn sein Colleague Weinland für die „interessanteste“ Rolle eingefangen hatte.

Aber der Stadtrath ließ sich an der Fortsetzung seiner Weidiche nicht hindern.

„Diesen Menschen hier,“ fuhr er fort, „als Hiddigeigei zu engagiren. Natürlich sollte er nach dem Festzug sofort wieder abtangen. Statt dessen aber muß er sich wohl bezecht haben und obet nun, wie mir der Herr Assessor versichert, die ganze Gesellschaft an!“

„Darin irrt sich der Herr Assessor allerdings sehr!“ erklärte Herr von Oberberg, verwundert über die alberne Verächtlichung. „Ich verziehe auch gar nicht, aus welchem Grunde unser liebenswürdiger Doctor gleich nach dem Festzuge verschwinden sollte? Da muß doch irgend ein Irrthum vorliegen!“

er da ins Netz gerathen war. Sein Gesicht wurde so lang, wie man es bei ihm noch nicht gesehen hatte, und auch der Assessor schaute nicht gerade drein, als ob er sich auf seine Menschenkenntnis etwas einbilden wolle.

In das Gewirr von Gelächter und Entschuldigungen gerieth nun auch der Anstifter all des Unheils, Herr Doctor Weinland.

Natürlich war er der prächtigste Blüppableiter für Pistorius und mußte eine lange Rede über sich und seine Bosheit hören. Diese Zeit benutzte Hiddigeigel ebenso weise, wie angenehm. Gefächelt zog er sich aus dem Vordertreffen, kümmerte sich auch nicht um die finstere Miene des eiferfüchtigen Assessors und widmete sich in eingehendster Weise der überaus fröhlich dreinschauenden Emmy. Wie es ihnen gelang, durch die verschiedenen Gruppen im grünen Zimmer hindurch zu schlüpfen, ohne festgehalten zu werden, ist ein Räthsel geblieben. Das aber stand

fest, „und nicht zu der dummen Jurisprudenz übergegangen. Dir kann ich sie ja schließlich gönnen! Alles weitere aber magst du mir ein ander Mal erzählen. Ich habe es nämlich augenblicklich fürchtbar eilig. Mir fällt eben ein, daß ich die Tochter vom Amtmann Fahlberg den ganzen Abend scheinlich vernachlässigt habe. . . . Keine Familie, sage ich Dir!“

Damit verschwand er. Der Assessor aber stärkte sich erst mit einer Flasche Léoville, feinste Marke, und attachirte sich dann der Tochter seines Gerichts-Präsidenten mit ganzer Seele.

Erst im Morgengrauen suchte er sein Lager auf, äußerlich stramm, innen geknickt. Sein letztes Wort war eine Verwünschung Lindemann's.

„So ein infamer Kater!“ murmelte er, schon zwischen Wachen und Träumen. Dann nahm ihn Gott Morpheus in

ausprägter, den Blondkopf gegen die weichen Sammetpolster. Er mochte etwa in der Mitte der Zwanziger stehen; trotz des eleganten und von dem niedrigen Cylinder bis zum zierlichen Lackschuh modernen Civil-Anzuges lehrte ein Bild in das frische, gebräunte Gesicht mit dem weichen Streifen an der Stirn und den kühn von hinten und vorn zusammengebürsteten Haaren, — Helmträger oder Lancier-Loden in Militärkreisen genannt, — den Passagier als Offizier kennen, und es hätte nicht der Bestätigung durch Helmschachtel und Säbel bedurft, die im schwanken Nege mit jedem Schienensstoß fröhlich hin und her tanzten. Der junge Offizier warf hin und wieder einen Blick auf die Landkassette, die sich immer öder und einförmiger gestaltete und in dem feinen Grau des Regenkleiders einen trostlosen Anblick gewährte. Ewald v. P. seufzte laut und folgte dem unartikulirten Ausdruck



Märztag am Garda-See.

Nach dem Bilde von Hermann Hartwich in New-York. — Siehe Seite 40. Photographie-Verlag von Franz Hanfstaengl, A. G., München.

fest: als am Schlusse seiner Philippika der Herr Stadtrath Pistorius zerknirschert ausrief: „Wie soll ich denn das je wieder gut machen?“ antwortete Frau Eva von Oberberg sein lächelnd: „Ich glaube, mein lieber Herr Stadtrath, Sie machen sich ganz unnötige Kopfschmerzen. Wie mir scheint, ist Ihre liebe Emmy fest entschlossen, sich für Sie zu opfern und den allerdings schändlichen Thieres, aber dazu gehörte eine Stelle aus dem „Trompeter von Säckingen“, die auch im „Haus“ vorkommen sollte. Und er konnte sich nicht auf die Stelle besinnen. Da aber schmiedeten ihn die Erdmännlein fest und ließen auf sein schuldiges Haupt in gemessenen Zwischenräumen einen rothen Band nach dem andern herunterklappen, lauter Exemplare des Scheffel'schen Liebesanges, wohl über zweihundert Auflagen. Von den Schmerzen auf dem Schädel erwachte er. Die Mittags-sonne sah bleich und frohlich in sein Zimmer, das die verheißungsvollen Anfänge eines Trödelkraus darzustellen bemüht schien. Er strich sich über die Stirn und murmelte, wie beim Einschlummern: „So ein infamer Kater!“

Der Stadtrath verstummte und Weinland starrte erschrocken in den Saal hinaus. Wahrhaftig, dieser Lindemann war doch ein entsephlicher Mensch! Sobald es nur geh'n wollte, nahm Weinland ihn auf die Seite und sagte: „Du, höre 'mal, Lindemann! Das mit dem Stadtrath darfst Du mir nicht übel nehmen. Ich hatte das total verbummelt. Und Du hast Dich doch auch sonst ganz gut amüsirt, nicht? . . . Aber auf eins möchte ich Dich aufmerksam machen. Der Tochter von Stadtrath Pistorius machst Du mir ein bißchen zu auffällig die Cour. Ich will mich nämlich mit ihr verloben —“

„Du?“
 „Ja! Weshalb nicht?“
 „Armer Kerl! Du kommst zu spät!“
 „Hat etwa der Assessor —?“
 „Nein! . . . Aber ich! Und ich muß Dir deshalb auch von Herzen Dank sagen, daß Du mich hier eingeführt hast, noch dazu in einem so interessanten Kostüm, in dem ich sogar den Trompeter ausgestochen habe! Freilich wer weiß, wie alles gekommen wäre, wenn wir uns nicht im Gymnasium getroffen hätten!“

„Zudribus wüchste sich den Schweiß von der Stirn. „Hät' ich doch den Kater lieber selber übernommen!“ seufzte er innerlich. Dann mußte ihm Lindemann erzählen, wie das so schnell hätte kommen können. Aber er hörte offenbar nur mit halbem Ohr von den früheren Beziehungen der Verlobten berichten. „Sie ist denn doch wenigstens in der Fakultät geblieben,“ unterbrach er plötzlich und resignirt Lindemann's Auseinander-

die Arme. Natürlich träumte er die wildesten Sachen: Emmy Bergen erwidert ihm als holde Prinzessin, von einem saugenden Kater bewacht. Er sollte sie erlösen aus den Krallen des schändlichen Thieres, aber dazu gehörte eine Stelle aus dem „Trompeter von Säckingen“, die auch im „Haus“ vorkommen sollte. Und er konnte sich nicht auf die Stelle besinnen. Da aber schmiedeten ihn die Erdmännlein fest und ließen auf sein schuldiges Haupt in gemessenen Zwischenräumen einen rothen Band nach dem andern herunterklappen, lauter Exemplare des Scheffel'schen Liebesanges, wohl über zweihundert Auflagen. Von den Schmerzen auf dem Schädel erwachte er. Die Mittags-sonne sah bleich und frohlich in sein Zimmer, das die verheißungsvollen Anfänge eines Trödelkraus darzustellen bemüht schien. Er strich sich über die Stirn und murmelte, wie beim Einschlummern: „So ein infamer Kater!“

Doch jetzt bezog sich das Wort nicht mehr auf Lindemann, den glücklichen Nebenbuhler. Diese Episode lag hinter ihm. Der junge Doctor aber sah um dieselbe Stunde vergnügt auf dem Sopha bei Stadtraths und pflückte sich die Früchte seiner gestrigen aufopfernden Thätigkeit von den Lippen der kleinen Emmy Bergen.

Nachdruck verboten.

Von der Garde zur Linie.

Skizze aus dem Soldatenleben. Von C. v. Schimmelpfennig v. d. Dje in Friedenau.

er Regen prasselte unaufhörlich zur Erde nieder, der Sturm fauste und brauste, als wollte er das Röcheln des Dampfrosses übertönen, das dem Schneitzug von der Hauptstadt nach dem fernen Osten des Reiches führte. In einem Coupé erster Klasse sah ein junger Mann und lehnte mit Mißbehagen, das sich deutlich auf dem vornehm geschnittenen Antlitz mit dem kokett aufgestrichen Schnurrbart

seines Innern einige derbe Worte hinzu, was er um so ungehöriger thun konnte, als er der einzige Insasse seines Wagen-Abtheils war. „Es ist wahrhaftig zum Todtschießen! Hole der T — mein Pech! Das kann ja nett werden! Die Gegend wird ja von Meile zu Meile vielversprechender! Besser, ich sehe sie gar nicht!“ Damit entnahm er der Brusttasche seines Paletots einige Zeitungsblätter und vertiefte sich in die Lectüre der neuesten Tageszeitungen der Residenz. Doch diese Unterhaltung währte nicht lange, denn bald entfaulen, begleitet von einem neuen tiefen Seufzer, die Blätter seinen Händen. „Warum lese ich denn eigentlich noch Berliner Zeitungen? Was haben sie mir zu bieten? Was können sie mir anderes sagen, als daß alle Genüsse des Daseins, in ihren Spalten angepriesen, für mich nicht mehr existiren? Mir ist der Gedanke noch unfähig, daß ich nicht mehr in Berlin in Garnison stehe, daß ich nicht mehr der Elite der Armee angehöre! Und wohin verzieht? Wohin? Nach einem elenden Rest! Allerdings zu den Husaren! Es ist wahr, sie haben einen glänzenden Ruf, aber das ist auch der einzige Trost, und den werde ich wohl theuer erkaufen müssen. Wahrscheinlich Beschäftigungs-Theorie par excellence, mit der nöthigen Dosis Commis-Auffassung vermischt! Natürlich Mangel an Offizieren! Wer wird sich auch dorthin drängen. Ja, einziges Factotum der Escadron! Stellen wir 'mal die Diagnose! Vormittag: Drei Reitklassen, Offizier-Reitstunde. Sodann: Mittag herunterjagen, in hohen Stiefeln, mit der Uhr in der Hand. Nachmittag: Fußstrampeln, Carabiner-Exercieren, Instruction u. u.; dazu die ortsüblichen Vergnügen, wie Ronde, Verhandlungen über Dienstbeschädigungen, interessantes Zählen der dritten Attilas und vierten Reithosen, Kriegsspiel, russischer Unterricht, — lieber Gott, das ist ja so wenig! Die Wohnung ist wahrscheinlich eine Hundebude, in die ich zu Berlin kaum meinen Terrier einsperren würde. Casino existirt vermuthlich auch nicht, das Essen im Hotel ist unterm Haken! Heißer Dreffel! Wie oft that ich Dir unrecht, mein liebes Berlin, wenn mir die Wahl zwischen Oper, Follis, Charley's



1. Frau Gräfin Marie Larisch-Wallersee in München mit ihren Affenpinschern Affi und Lolo.
Nach einer Photographie von C. Ganghofer, Egeru am Tegernsee.



2. Glatthaarige Zwergpinscher. Comtesse Marie von Trautheim und Ninnie von Trautheim. Besitzer: Herr Otto Sippel, Bamberg.
Nach einer Photographie von Hof-Photograph W. Sternitzki, Bamberg.



3. Windspiel Melitta. Besitzer: Herr Reuniger, Frankfurt a. M.
Nach einer Photographie von Carl Abel, Bodenheim.



4. Affenpinscher Affi und Nedda. Im Besitze der Frau Gräfin Larisch-Wallersee.
Nach einer Photographie von C. Ganghofer, Egeru.



5. Glatthaariger Zwergpinscher Tommy. Besitzer: Herr Otto Sippel, Bamberg.
Nach einer Photographie von Hof-Photograph W. Sternitzki, Bamberg.



6. Zwergpudel Affi. Im Besitze der Comtesse Valerie Larisch-Wallersee.
Nach einer Photographie des Ateliers H. Dittmar, München.



7. Windspiel Wingo I. Besitzer: Dr. Diez, Frankfurt a. M.
Nach einer Photographie von Carl Abel, Bodenheim.



8. Rauhaarige Zwergpinscher David, Nedda und Lolo. Im Besitze der Frau Gräfin Larisch-Wallersee.
Nach einer Photographie von C. Ganghofer, Egeru.



9. Seidenhaariger englischer Toy-Terrier Prince. Im Besitze der Frau Brümme, Brüssel.
Nach einer Amateurs-Photographie.



10. Weißer Zwergspitz Spitzle. Besitzer: Herr Robert Schilbach, Greiz i. B.
Nach einer Photographie v. Hof-Photograph Heinrich Frey, Greiz.

Tante und Garnison-Casino zu schwer wurde! Könnte ich mit dem Schnellzug zurückeilen, der an mir vorbei der Hauptstadt entgegenbraust! — Ach! Das Traurigste wage ich kaum, mir selbst klar zu machen! Maria soll ich nicht wiedersehen!

Melancholisch stützte der verzeigte Lieutenant nach dieser Zeremonie das sorgenschwere Haupt auf die Hand, und göttig und tröstend nahm ihn der Schlummer in seine Arme und spiegelte im Traum die verlorenen Herrlichkeiten wieder: Eine weite, glänzende Halle umfängt ihn. Silbernes Licht ströhet aus der Höhe in tausend Strahlen und umweht mit seinem Schimmer eine reiche Fülle fröhlicher Menschen. Schöne Frauen in prachtvollen Gewändern mit langen Schleiern rauschen am Arm besterter hoher Offiziere oder sonstiger Würdenträger einher. Bierliche Mädchen schlingen den Reichen mit eleganten Cavalieren zu einer magischen Musik vom hohen Balkon. Das ist ihm alles so wohlbekannt, das ist ja der weisse Saal! Und an seinem Arm schwebt auch eine entzückende Mädchenblüte; wenn sich die Augen des jungen Paares treffen, fliegt es wie stilles Glid über das Antlitz beider. Und in dem leichtsinnigen Cavallerie-Offizier klingt eine Saite des Herzens wieder, der zu lauschen er noch niemals Ruhe fand; ihm ist zu Muth, als müßte er das eine Wort sprechen, — das eine Wort —!

Zu spät! Die holde Gestalt entflieht, zerrinnt in Luft und Licht. Ewald fährt empör: „Was ist das?“ — „Muschelwitz! Herr Lieutenant!“ entgegnete die rauhe Wirklichkeit in Gestalt des Schaffners; „Der Herr Lieutenant sind angekommen!“

Traurig entstieg Ewald seinem Coupé. Aber wie der Himmel sich aufgeklärt hatte und im reinsten Blau strahlte, so entflohen auch der Stirn des Offiziers die Wolken, als er sich von einer Schar seiner neuen Kameraden umdrängt sah, die ihm fröhlich die Hand schüttelten und ihn willkommen hießen. Und siehe da: Das sind ja gar nicht fremde Menschen! Das ist Claus B. und Axel L., die früher auch in Berlin gestanden haben. Da ist der Graf L. und der kleine A., mit denen er im Cadetten-Corps auf einer Stube gelegen. Hurrah, da ist Curt W., sein ehemaliger Bursche! Den Freiherrn H. kennt er aus Hannover von der Reitschule, wo sie so manche Jagd geritten haben. Mit v. B. war Ewald auf der Central-Turnanstalt. Lauter Leute, deren Zugehörigkeit zum Regiment er wohl hätte wissen können, wenn sein Unmuth in Berlin nicht zu groß gewesen wäre, um sich darum zu kümmern.

„Sagt mal, wie kommt Ihr denn eigentlich alle hierher? Nein, Kinder! Ich traue meinen Augen nicht! Das ist ja zu nett!“ „Wir haben uns auch schon riesig auf Dich gefreut!“ — „erlöste ein halbes Duzend jugendlicher Stimmen, und im Triumph wurde der neue Kamerad zu dem vor dem Bahnhof harrenden Wagen geleitet. „Wo habt Ihr denn den eleganten Wagen her?“ „Das sind unsere Krümper-Wagen,“ beehrte ihn Curt W. „Steige ein! Ich bringe Dich nach Deiner Bohnung, wir haben eine allerliebste Bude für Dich gemietet; Du ziehst Dich schnell um, meldest Dich beim Commandeur, und dann wollen wir im Casino einen „Willakum“ trinken, solange die Witwe Cliaquot es erlaubt!“ „Was? Casino haben wir auch hier?“ fragte angenehm enttäuscht Ewald. „Und dazu ein ganz reizendes!“ antwortete der Husar; ein eigenes Haus im Garten, elegant decorirt, Parkett, Stud, Speiseaal, Lesezimmer, Billard-Gemach, Veranda, Regelpark und hinter dem Garten, — Du bist ja wohl Wasser-Sportsmann und hast in Grünau bei keiner Negatta gefehlt? — hinten stößt der Schwänen-See an unser Gebiet, da liegt eine kleine Segel-Yacht und harret Deiner kundigen Führung. Na, Dir wird's überhaupt hier sehr gefallen; wir haben großen Landverkehr, brillante Schussjagd, Sport jeden Genres! Der Commandeur ist sehr lebenswürdig, lebt und läßt leben, sehr angenehmes Haus!“ — „Verheirathet?“ „Ja, eine erwachsene Tochter; zur Zeit ist noch eine Verwandte seiner Frau zum Besuch anwesend. Ich sage Dir, Ewald, prenez garde! Du bist zwar als Neßidenschaft gefeiert, aber, weiß Gott! Eine entzückendere Erscheinung, als diese Cousine, habe ich noch nicht gesehen! Und das will viel sagen, Du weißt, welche seiner Kenner von Frauen Schönheiten ich bin! — Aber wir sind angekommen. Hier ist Dein Heim! Famos! Was? — Auf Wiedersehen! Dein Bursche kann Dir ja die paar Schritte zum Commandeur und nach dem Casino zeigen! Revoir!“

Ewald trat in sein neues Heim, wo das vorausgesetzte Mobil- lar, von kundiger Hand eingerichtet, in nichts an die häßliche Unordnung eines Umzuges mahnte. „Männer“ und „Bite“ sprangen dem guten Herrn mit Freudenbegehren entgegen, und mit einem um vieles erleichterten Herzen warf sich der Lieutenant v. P. in die neue Attila, um seine Meldung dem Commandeur abzustatten. „Wahrhaftig, steht mir gar nicht schlecht, die Pelzmütze!“

Die paar Schritte zu der in der Nähe belegenen Villa des Obersten waren bald gemacht, und Ewald wollte soeben die Gitterthür des Vorgartens öffnen, als er, wie vom Donner gerührt, zusammenfuhr. Vor ihm stand ein junges Mädchen, nicht weniger überrascht, als der Lieutenant v. P. Wortlos verbarren beide, — wie Senta und der Holländer, — einige Sekunden, bis Ewald Worte fand, seiner freudigen Ueberraschung Ausdruck zu verleihen. „Ist es möglich, gnädigste Comtesse, Sie hier?“ „Ich bin zum Besuch bei meinem Onkel, Ihrem neuen Commandeur, Herrn v. B.“ „Welch gültiges Geschick! Ich erinnere mich, daß Sie, gnädige Gräfin, mir auf dem letzten Hofball sagten, Sie wollten im Frühjahr zu Verwandten auf das Land, Sie nannten aber keinen Namen; ich war ahnungslos, daß meiner neuen Garnison das Glid zu theil würde, meine Partnerin vom Rennweit in ihren Mauern zu bergen!“ Mit diesen Worten beugte sich Ewald auf die kleine dargebotene Hand nieder, und der Strahl von Glück in seinen Augen, sowie die seine Rötze auf den Wangen der Comtesse Maria hätten wohl selbst einen unbefangenen Zuschauer belehrt, daß die beiden jungen, schönen Menschen- kinder einander nicht gleichgültig seien.

Ewald verabschiedete sich und meldete sich bei seinem neuen Commandeur, der jovial und heiter ihn mit den Worten empfing: „Freue mich, einen so gut empfohlenen Offizier in meinem Regiment zu sehen! Seien Sie mir willkommen! Ich höre, die Kameraden haben ein festliches Dejeuner im Casino vorbereitet. Kommen Sie, lieber P., wir wollen Sie anfeiern!“

Trompeten-Tusch empfing den neuen Husaren im Casino, woselbst ein fröhliches Mahl das Offizier-Corps zur Begrüßung vereinte. Die Stimmung wuchs von Minute zu Minute, und als der Commandeur mit einigen herzlichen Worten Ewald willkommen hieß, da mischte sich in das Trompeten-Ge-

schmetter das Klingeln der Krystall-Kelche und der fröhliche Jubelruf jugendlicher Stimmen; da fühlte Ewald, daß er hier eine Heimat finden würde, schöner, als sein kühnster Traum es geahnt, da empfand er deutlich, wie fest und unerschütterlich das Band sei, welches vom Belt zum Bodensee, von den Riesenbergern zum Niederland sich dehnt, das Band der Kameradschaft!

Rachdruck verboten.

Ueber Schoßhunde.

Blauderei von D. von Otto-Kredwitz in München.

Mit 10 Abbildungen. — Siehe Seite 37.

El que no ha tenido un perro, no sabe lo que es querer y ser querido.
D. Mariano José de Larra.

Wer nie einen Hund besessen hat, der weiß nicht, was es heißt: zu lieben und geliebt zu werden.“

Wenn wir diese Worte unserer kurzen Abhandlung vorausschicken, so geschah es nicht, um damit einen Lobes-Hymnus auf unsere treuen Freunde einzuleiten, noch ist es der Stoßseufzer eines Menschenhassers. Wir möchten nur den Verdacht von uns weisen, daß für uns, als fanatische Anhänger der Rassenzucht, der Hund bloß ein Object wäre, dessen Werth für unser tritiches Auge ausschließlich die Rassenreinheit ausmacht. Uns ist im Gegentheil der Hund ein Freund in der Familie; an ihm lernt unser Kind Verständnis für fremdes Leid und fremde Freude, sowie Mitgefühl für das Thier; er ist ein Mittel zur Erziehung und zur Erkenntniß des Schledten und Guten.

„Ist es aber dazu nicht ganz gleichgültig, ob ein Hund rasse-echt sei oder nicht?“ Diese Frage ist schon mehr als hundertmal an uns gerichtet worden, und auch die geehrten Leserinnen werden so fragen. Gerade in diesen Blättern, die es sich zur Aufgabe gestellt haben, Sinn und Verständnis für das Schöne zu verbreiten, ist die Antwort doppelt leicht. Wir stellen nur unsererseits die Gegenfrage: Ist es denn ganz gleichgültig, ob eine Toilette modern, schön und kleidsam ist, oder nicht? Sie lächeln. Nun, sehen Sie, ein kleines Köterchen undefinirbarer Rasse verhält sich zu einem rasse-echten, schönen Hund, wie ein gedöhltes Kleid zur schönen Toilette, wie der Simili zum Brillanten. Auch der Simili leuchtet, und Laien halten ihn für echt; geschmacklose Leute schmücken sich mit ihm. Eine Lady trägt aber nur einen Schmuß, der echt ist; sie sollte auch nur Hunde besitzen, deren Werth auch vor Kennern besteht, statt bei ihnen ein mitleidiges Lächeln hervorzurufen.

Doch wir wollen uns nicht mit allgemeinen Auseinandersetzungen aufhalten. Wir theilen zur Uebersicht unserer Beschreibung die Schoßhunde nach der Behaarung ein und schildern zunächst die kurzhaarigen Rassen, sodann die rauhhaarigen, endlich die langhaarigen.

Zu der kurzhaarigen Rasse gehören das Windspiel, der Mops und der glatthaarige Zwergpinscher. Wie ein Windspiel aussehen soll, zeigen unsere Bildchen (3 und 7) ziemlich genau. Dasselbe ist sehr fein behaart, besitzt schmalen, langen Kopf, sehr feine Rütze, zierliche Läufe, tiefe Brust und ausgezogene Weichen, kleine feine Zähne, die zurückgelegt werden. Die häufigsten Farben sind isabell, graublau, gelb, rehfarben; weiße Abzeichen sind gestattet. Der am meisten vorkommende Fehler ist die Größe. Ein Windspiel soll möglichst klein und zierlich, höchstens acht Pfund schwer sein. Trotz seiner Zierlichkeit ist es ein flottes Läufer und gar nicht so weichlich, als man gewöhnlich annimmt. Selbstverständlich schüßt man es gegen Rasse, sowie gegen zu große Kälte, und bedeckt es im Winter mit einer Decke, deren Farbe der Toilette der Herrin angepaßt wird. Unser bedeutendster Züchter dieser Rasse ist Herr Thierarzt Dr. Arthur Dieg in Frankfurt a. M., der immer über ein Duzend älterer Zuchtthiere besitzt und sich auf allen Ausstellungen des Continents, ja selbst in Paris, die höchsten Preise geholt hat.

Etwas kleiner als das Windspiel, aber nicht so zierlich in der Gesammt-Erscheinung, ist der glatthaarige Zwergpinscher (2 und 5). Seine Grundfarbe ist schwarz, dazu hat er rothgelbe Abzeichen an den Füßen und an der Schnauze, zwei solche Tupfen auf den Baden und über den Augen. Die Ohren werden spitz geschnitten, von der Rütze wird dreiviertel coupirt. Sein Gewicht ist fünf bis höchstens sieben Pfund. Das Haar ist fein und glänzend; große Glogaugen und zu dicker Schädel sind häßlich. Von Charakter lebhaft, munter und wachsam, sind diese Hunde trotz ihrer Kleinheit ziemlich wetterfest. Selbst ein Regenwetter wird sie von der Begleitung der geliebten Herrin nicht abhalten. Die drei namhaftesten Züchter der Rasse sind Herr Otto Sippel in Bamberg, Herr H. Dürr in Frankenthal und Herr H. Bögel in Aalen (Württemberg). Der erstenannte Herr besitzt das kleinste Thierchen, das wir je sahen; diese Hündin, Comtesse Marie Trautheim, wiegt noch nicht ganz zwei und ein halbes Pfund und wurde in München mit einem Ehrenpreis prämiirt.

Häufige Fehler am Windspiel und Zwergpinscher sind geringelte Rützen und rauhe Behaarung, während seines Haar und langer Kopf auf edle Züchtung deuten.

Wer kennt nicht den Mops? Eine Zeit lang war es Mode, alle möglichen und unmöglichen Dinge mit Mopsköpfen zu schmücken, auf Cigarrenspitzen, Schirm- und Stockgriffen, Federhaltern, Fächern, Broschen x. prangen sie uns entgegen. Im Gegensatz zu Windspiel und Pinscher repräsentirt der Mops Phlegma und Würde. Das Gewicht des Mopses soll nicht über zehn Pfund gehen; was man bei uns sieht, sind halbe Bull-doggen-Bastarde und dazu noch meist unvernünftig gemästet. Die Farbe ist steingrau mit schwarzer Gesichtsmaske. Seine Rütze soll geringelt sein. Die Hauptschönheit ist eine möglichst kurze Schnauze und ein faltiger Oberkopf, der dem Hunde fast etwas Finsteres verleihen würde, wenn nicht ein großes, kluges Auge so gutmüthig dazwischen sähe. Gute Exemplare dieser Rasse sind bei uns sehr selten und nur noch in England erhältlich, wo sich ein Special-Klub der Züchtung annimmt.

Der einzige Repräsentant der rauhhaarigen Varietät ist der Affenpinscher, der Gassenjunge unter den Schoßhunden (1, 4 und 8). Mit ungläublicher Frechheit fährt der kleine Teufel gegen Fremde los, als ob er die halbe Welt auffressen wollte. Es mag komisch klingen, aber es ist Thatsache, daß er sogar zuschnappt, wenn sich jemand seiner Herrin nur nähert. Für seinen winzigen Körper ist er der muthigste aller Hunde. Das Schnäuzchen ist kurz und spitz, mit einem borstigen Schnauz-

umgeben; die Augen, von starken Augenbrauen eingefast, verleihen ihm den Ausdruck eines Affen. Ohren und Rütze werden coupirt. Die beliebteste Farbe ist grau und schwarz, ferner graugelb, rothgelb, schwarzgrau mit gelben Abzeichen. Das Haar soll am ganzen Körper rauh und hart sein; ein seidiger Schopf auf dem Oberhädel ist fehlerhaft, ebenso sind dies weiße Abzeichen. — Eine hervorragende Collection dieser Rasse besitzt Frau Gräfin Larisch-Wallersee in München. Unser erstes Bild zeigt uns die zwei Zuchtthiere Affi und Lolo, beide mit zahlreichen ersten Preisen und Ehrenpreisen prämiirt. Außer genannten Rüden besitzt die Gräfin noch den Rüden David, der in München den ersten Preis erhielt, einen Sohn von Affi, und etwa fünf Hündinnen dieser Rasse, von welchen Nedda in München mit dem ersten Preis ausgezeichnet, die beste ist.

Den Uebergang zu den seidigen Rassen bildet der Zwergspitz (10), eine Zwergform des großen schwarzen Spitz. Gegenwärtig ist der Zwergspitz in England, — dort Toy-Pommeranian genannt, — der werthvollste unter den Toys. Besonders kleine Exemplare, von weniger als fünf Pfund Gewicht, werden mit Tausenden bezahlt. Von seinem großen Vetter hat er die Wachsamkeit geerbt, leider aber auch die Anlage, bei jedem Anlaß in ein gellendes Klaffen auszubrechen. Wir besaßen ein prächtiges Exemplar dieser Rasse, das wir nur weggaben, weil das kleine Thierchen die schlechte Angewohnheit zeigte, auf kleine Kinder wie toll loszufahren, was allzubühlig peinliche Auseinandersetzungen mit besorgten Müttern zur Folge hatte. Wir machten „Teufel“ der Herausgeberin des „Pet Dog Journal“ (Schoßhund-Zeitung), Miss E. Goldsworth in Leeds, zum Geschenk. Die Farbe des Zwergspitzes ist rein schwarz oder einfarbig silbergrau; weiße Abzeichen sind fehlerhaft. Das Haar soll schlicht, lang und schwer, nie seidig oder gewellt sein; die buschige Rütze wird über dem Rücken geringelt, die kleinen, spitzen Ohren stehen aufrecht. Eine reiche Wähne, welche von der über den Rücken getragenen Rütze fast berührt werden soll, gilt als besondere Schönheit. Der erste Züchter dieser Rasse ist Herr C. Birch in Eulau (Sachsen), der für seine Zucht sogar mit einer silbernen Staats-Medaille des Preussischen Ministeriums ausgezeichnet wurde. Als Bezugsquelle sind noch ferner zu nennen: die Herren Barger und Essig, beide in Leonberg, und Friedrich Siegel in Stuttgart.

Außer dem Zwergspitz existirt noch der Seidenspitz, der aus Kreuzung mit dem Malteser hervorgegangen zu sein scheint und sowohl im Charakter, als im Exterieur mit dem Zwergspitz nur wenig gemein hat. Er ist rein weiß, lang und schlicht behaart.

Von allen seidigen Rassen ist keine deutsche Ursprungs. Aus England stammen die Toy-Spaniels und der Yorkshire Terrier; aus Japan kommt der Chin, aus Italien der Malteser oder Bologneser. Vom Toy-Spaniel, der eine Zwergform des Feld-Spaniel ist, kennt man vier Varietäten, die sich fast nur durch die Farbe unterscheiden: der Ruby-Spaniel ist einfarbig rothgelb, der Blenheim weiß mit regelmäßig rothen Platten, der King Charles ist schwarz mit rothgelben Abzeichen, der Prince Charles besitzt zur Farbe des King Charles noch große weiße Abzeichen. Das Charakteristische aller vier Arten der Toy-Spaniels ist ein großer, runder Kopf mit langen Ohren und einer ganz kurzen Schnauze, eine seidige, leicht gewellte Behaarung, ein gedrungener, fast niedriger Bau. Die älteste Züchterin dieser Rasse ist Frau Johanna Nidau in Gohlis bei Leipzig; diese feierte im Juni vorigen Jahres zur Ausstellung in Erfurt ihr 25-jähriges Jubiläum als Ausstellerin. Ein nicht minder reichhaltiges Material dieser Rasse, mindestens zwanzig Zuchtthiere, besitzt Herr Hofopernsänger A. Holpp in Stuttgart; zu nennen wäre endlich noch als Züchterin Frau L. Rippert in Berlin.

Dem Toy-Spaniel ähnlich ist der japanische Chin, bei welchem schwarz und weiß die häufigste Farbe ist. Der Chin ist seidig, schlicht behaart, hat sehr kurzes Schnäuzchen, das fast zwischen den Augen zurückzutreten scheint, kleine, kurzbehaarte, hängende Ohren; die mit langen seidigen Haaren gezierete Rütze wird, wie die des Spitz, über den Rücken gelegt.

Das längste Haar unter den Seidenhunden zeigt der Yorkshire Terrier (9), dessen Haar auf dem Rücken gecheilt ist und zu beiden Seiten den Boden berührt. Die Farbe ist dunkelblaugrau, mit gelben Extremitäten. In Deutschland sind diese wundervollen Hunde die allerdings einer ganz außerordentlichen Pflege bedürftigen, fast ganz unbekannt, während sie in England ziemlich häufig sind.

Der bei uns am meisten verbreitete Seidenhund ist der Malteser, oft auch Bologneser und Havaneser genannt. Alles was weiß oder gar gelb ist, erhält fälschlich diesen Namen. Der echte Malteser ist rein weiß ohne jedes gelbe Haar; Nase und Augen sind schwarz; das Haar ist völlig schlicht, oder höchstens ganz leicht gewellt. Gezüchtet wird diese Rasse von Frau Klauisch, Berlin N.

Zur Haltung von Schoßhunden ist zweierlei zu beachten: Man überfüttere kleine Hunde nicht und halte auf regelmäßige Mahlzeiten. Früh gebe man ein klein wenig Milch, und je nach Größe des Hundes, eine viertel bis eine halbe Semmel. Mittags giebt man nur trockene Kost, bestehend in kleingeschnittenem Fleisch mit Gemüse. Das Volumen der Hauptmahlzeit sei für einen Hund von fünf bis sechs Pfund Körpergewicht eine kleine Kaffetaffe (Moccatasse), für einen Hund von neun bis zehn Pfund (welches hohe Gewicht nur ein Mops oder das Windspiel haben darf) der Inhalt einer größeren Kaffetaffe. Was der Hund nicht sofort, ohne die Mahlzeit zu unterbrechen, gern aufnimmt, entferne man. Abends füttere man nicht mehr und vermeide alle Vederbissen in der Zwischenzeit. Suppen sind überhaupt an ausgewachsene Hunde nie zu verabreichen. Ueberfüttert man Schoßhunde, so stellen sich Herzleiden oder Fettsünder ein. Man bedenke ferner, daß selbst bei mäßiger Fütterung der Hund zur Verdauung und zum Wohlfinden Bewegung benötigt. Zweitens ist der Haut- und Haarpflege eine regelmäßige Sorgfalt zuzuwenden. Langhaarige Hunde müssen täglich gekämmt werden, sonst fängt sich die Wolle zusammen, verhindert die Ausdünstung und giebt dem Hunde ein verlottertes Aussehen. Kurzhaarige Hunde sind täglich zu büffeln. Einmal wöchentlich bade man die Hunde mit milder Seife, lasse sie aber erst einige Stunden nach dem Bad, wenn sie völlig trocken sind, ins Freie. Im Winter und Herbst genügt ein Bad monatlich. Hundefremdbinden, die sich noch ausfährlicher instruiren wollen, empfehlen wir das Büchlein „Winke für Anfänger“ (Verlag J. Schön, München, Preis 1,20 Mk.) zu fleißigem Studium. Dasselbe enthält in gedrängter Kürze alles, was über Aufzucht, Zucht, Erziehung und Dressur zu wissen nöthig ist.

Schließlich sei noch der Bezugsquellen kurz gedacht. Bei sogenannten Kassehund-Züchtereien sei man sehr vorsichtig. Das Züchten von Kassehunden ist ein Sport, der Opfer an Geld und Zeit kostet. Der Hundehändler will verdienen; er sucht so billig als möglich zu beschaffen, was verlangt wird, und verkauft dies so theuer als möglich. Dagegen giebt es viele Amateur-Züchter, die nur aus Liebe zur Sache züchten und gelegentlich aus den einzelnen Würfen junge Hunde abzugeben haben. Soweit in vorstehenden Zeilen Bezugsquellen nicht angeführt sind, ist der Verfasser dieses Artikels gern bereit, etwaige Anfragen zu beantworten.

Nachdruck verboten.

Sanft Jürgen.

Es hängt ein Bild mir an der Wand,
Davor ich immer Tröstung fand
Und frischen Muth. Sah nie mich satt
An diesem schlichten Meisterblatt.

Den Speer, die schwere Schulterlast,
Mit beiden Fäusten fest umfaßt,
Barhaupt, die Sonne sieht nicht sehr,
Trabt durch den Wald Sanft Jürgen her.

Das Kinn, als ob er Heiliges denkt,
Leicht auf die Eisenbrust gesenkt;
Und sicherlich denkt er nichts Schlecht's,
Sieht er nicht links und sieht nicht rechts.

Und um ihn rauscht der Wald, und bricht
Durch grün Gezweig ein goldnes Licht,
Betupft ihm Sattel, Wams und Scheck
Mit manchem gelben Sonnenfleck.

Sein Köpflein braucht nicht Zuck und Saum,
Sanft Jürgen reitet wie im Traum.
Er hört wohl eine Nachtigall
Und eines Vächleins schnellen Fall.

Sieht einmal eine Hirschenkuh,
Ein Häslein in der Morgenruh,
Ein Füchlein, das sich Mäuse fing,
Und einen bunten Schmetterling.

Das alles geht ihm durch den Sinn
Wie eine leise Harfe hin,
Zertönt zuletzt an dem Gebet,
Das wie ein Felsen in ihm steht:

Mit meinem Gott und meinem Speer,
Was fürcht' ich weiter? Welt komm her!
Und drohen Deine Drachen Krieg,
Da stoß' ich drein und pflück' den Sieg.

So reit' ich meinen Weg gradaus,
Der führt mich aus dem Wald hinaus,
Aus Noth und Tod und aus der Welt,
Bis sich mir Gott entgegenstellt:

Willkommen nach dem langen Ritt!
Das Licht, wofür Dein Eisen tritt,
Sollst Du auf seinem Leuchter sehn
Inmitten meiner Heiligen sehn.

Steig' ab, und bist Du sattelwand,
Ein Stündchen Ruh macht Dich gesund;
Sitz her zu uns, wir freu'n uns all,
Und bring' auch Deinen Gaul zu Stall.

Gustav Falke.

Nachdruck verboten.

Literarische Streifzüge.

Von Dr. Felix Poppenberg in Berlin.

VI.

Wenn man die stolze Semmeringfahrt vollendet, über mächtige Thalflüsse, von kraftvoll hochgezogenen Viaducten überbrückt, durch schwarze Tunnel mit breiten Portal-Fenstern, dann kommt man sacht aus einem großen Natur-Drama in eine sanfte Idylle. Das reiche, grüne Märzthal geht uns auf und vorher mit lachender Sonne das heitere Kriegelach. Im Fluge grühen wir aus dem Fenster des eilenden Zuges einen stillen Dichterswinkel: aus einem beschaulichen Heimgarten lugt hervor das Haus Peter Kofeggers. Dichte Bäume umfassen es, hegand und schirmend, so herzensruhig und beschwichtigend, wie langathmendes Ausruhen vom Lebens-treiben und von der Großstadtjagd.

Hier läßt sich gut fabuliren. Und der Wald mit seinem küsternenden und rauchenden Blätter- und Zweigegaukel ist auch nicht weit. Da streckt sich der Poet auf schwelende Moos und lauscht, was ihm zu Häupten der Walddogel zwitschert. Und wer nicht, wie er, diese Sprache versteht, dem hat er es in seinem neuen Novellen-Bande auf gut heimlich wiedererzählt.¹⁾ Wovon plaudert der „Walddogel“ alles! Von den zwei Verliebten, die sich nicht leiden mögen, von dem armen Pechbrenner mit den fünfzigtausend Gulden, von dem nächtlichen

¹⁾ Der Walddogel. Leipzig, E. Staackmann.

Bauernkrieg um das Würlein des bildsaubereren Almdirndls, von dem allweil lustigen Andredl, der selbst im Tode noch nicht Ruhe gab, von dem tüchtigen Executions-Soldaten, der schließlich die schmutzige Bäuerin freit. Dieser Wand Kofegger hat eine Fülle frischer Lüne. Das, was den feineren Geschmack zuweilen bei ihm verlegt, das forciert Widerbe und Gemollt-Treuerzige, das Posiren mit der Naivetät, die durch die deutlich ver-rathene Absicht unecht wirkt, fehlt zwar auch hier nicht ganz; es herrscht aber nur in wenigen Nummern dieser Sammlung und wird siegreich übertönt von einem herzfrisch hellen Natur-klang, wie ein Jodelschrei von Bergeshöhe. Und viele werden dem Walddogel lauschen, dem der Schnabel so hold gewachsen.

Die Werke, die das Zeichen ihrer Heimat an der Stirn tragen, die Herkunft von der Scholle, ihren eigenen Erdgeruch, werden immer des stärksten Eindrucks sicher sein. Land und Leute müssen nur charakteristisch, farbig getreu herausgemischt, sich offenbaren. Dieses klimatisch Echte zeichnet vor allem den Roman „Der Böttnerbauer“²⁾ von Wilhelm von Polenz aus. Es ist kein Individualitäts-Roman. Der Verfasser arbeitet, wie Gerhard Hauptmann in den „Webern“, mit Typen. Es ist nicht der Roman einzelner Menschen, sondern der Roman eines ganzen Standes, des modernen Bauernstandes, in seiner Stellung zwischen Kapital und Adel. Von dieser sociologischen Bedeutung abgesehen, festelt dieses Buch durch die Lebensfülle seiner Gestalten, durch die Charakterisierungs-Kunst, mit der diese fleischigen, zähen Bauern in ihrem natürlichen Rechtsbewußtsein auf die Beine gestellt sind.

Diesen beiden Werken mit ihren starken Heimatsfarben schließt sich ein drittes an „Rothe Erde“³⁾ von Julius Petri. Aus der Steiermark und der sächsischen Lausitz wandern wir mit ihm nach Westfalen. Es ist das dichterische Erbe eines Toten, Blätter aus dem Nachlaß eines Frühvollendeten. Julius Petri, der blondhaarige, blaueugige, kernharte Westfale ist, siebenundzwanzig Jahre alt, in Berlin, einem tüchtigen Leiden erlegen. Er sah den Tod mit festem Blick ins Auge. Sein Lehrer, Erich Schmidt, hat ihm mit dieser Sammlung ein Ehrengedächtniß errichtet.

Petri war eine schroffe, edige und herbe Natur. Er ging nicht zu den anderen, er ließ sie zu sich kommen. In stolzer, fast starrer Selbstgenügsamkeit vertiefte er sich in sich selbst, ohne schmiegsam in das Seelenleben anderer Individualitäten sich fügen zu wollen. Das war seine Stärke und Schwäche, die dem Künstler in ihm leicht hätte gefährlich werden können. Was er uns noch geben würde, wenn er uns erhalten wäre, ist nicht unbedingt zu beantworten. Was wir von ihm haben, außer dieser Sammlung noch der Roman „Pater peccavi“, zeigt vor allem ein innig-starkes Verwachsenheit mit dem heimathlichen Boden, der rothen Erde. Hier sind die starken Wurzeln seiner Kraft. Der heidebraune Boden, der geheimniß-trübe Zauber von Sumpf und Moor, über die feuchte Nebel Schleierritzen schwingen, den heiseren Schrei der Krähe über versäenete Zweige, — das hat er voll seiner Stimmung gebannt, und das Treiben der kleinen Stadt mit ihrer seelischen Enge bald humoristisch überlegen, bald derb gestaltet. Vor allem reizten ihn die religiösen Fragen, die Konflikte innerhalb der Bekenntnisse, die ihm in seiner Heimat heftig entgegen- wehten. Auch ein Drama ist hier überliefert: „Bauernblut“, das weniger in die seelischen Tiefen der einzelnen Personen sich taucht, sondern mit breitem, wuchtigem al fresco-Pinsel malt und dadurch starke Wirkung erzwingt.

Diese Blätter zeugen lebendig von dem Todten, von dem, was er gewollt, was er erreicht, und von dem, was er uns, die wir ihn kannten, war.

Unsere ältere Schriftsteller-Generation ist in der letzten Zeit fast vollzählig mit neuen Büchern auf den Platz getreten.

Paul Heyse erscheint, nachdem er in den verfloßenen Jahren sich nur mit Novellenbänden gezeigt hatte, wieder mit einem Roman. „Ueber allen Gipfeln“⁴⁾ ist sein Titel. Der jüngste Novellenband bewies eine tiefere, strengere Kunst, vor allem in den beiden Stücken „Melwine“ und „Feddja“. Dieses letzte Buch schmeichelt dem Leser mit allen Vorzügen Heyse'scher Unterhaltungskunst; ein weicher Reiz, voll Grazie und weltmännischer Liebeshwürdigkeit, liegt über der Schilderung der kleinen Residenz und ihres anachronistischen Hofhaltes, eine leicht verstaubte Rococo-Gracie. Wie im Menuett ziehen die Paare an uns vorbei. Sie ziehen sich an und trennen sich wieder im tändelnden Spiel, ein Reigen voll Anmuth, Fächerwedeln und Schlepptänzen. Eine ästhetische Freude ist es, diesen glänzenden, schön gewachsenen Männern und Frauen zuzusehen und ihrer, von dem Dichter, der selbst ein Cavalier ist, ein- gegebenem Causerie zu lauschen. Aber es bleibt eben ein Schau- spiel, ach, ein Schauspiel nur! Es ist Heyse hier nicht gelungen, völlig die Illusion zu verwirklichen, die allein stark menschliche Anteilnahme weckt. Er führt in die enge Kleinstadt einen stolzen bewußten Mann, der draußen in der Welt selbstber- lichen geworden ist. Es gilt, ihn mit einer Jugendgeliebten zu vereinen und in seiner eingebildeten Uebermenschlichkeit und seiner robusten Gewissens-Sicherheit wanken zu machen. Das wird nun vom Dichter mehr spielend als ernst seelen- bedeutend gemacht. Er zeigt nicht, wie die innerliche Entwicklung seines Helden vor sich geht, sondern er begnügt sich mit rein äußeren Mitteln, ihn bald seinem Ziele nahe zu bringen, bald wieder fern zu rücken, bis er endlich, des grausamen Spieles müde, die beiden Geschöpfe seiner Laune zusammenführt und ihnen als statliches Brautgeleit noch vier andere Paare auf den Weg giebt. Eine gefällige Kunst!

Wie tritt uns da menschlich tiefergreifend Theodor Fontane's „Effi Briest“⁵⁾ entgegen. Des Meisters vielleicht vollstes, reifstes Werk, eine Geschichte, in ihren Umrisen denk- bar einfach. Mit wenigen Worten kann man die Handlung fixiren: Effi Briest, die blutjunge Tochter des Herrn von Briest auf Hohen-Cremmen, wird von ihren Eltern mit dem Baron von Jnnstetten, der bedeutend älter als sie und früherer Werber ihrer Mutter ist, verheirathet. In dieser Ehe wird Effi treulos. Ihr Gatte findet die Beweise dieser Untreue erst nach langen Jahren; er gehorcht den Gesetzen der Ehe und erschleicht den Verführer. Die Ehe wird getrennt. Effi lebt

²⁾ Berlin, J. Fontane & Co.

³⁾ Berlin, Hermann Paetel.

⁴⁾ Berlin, Wilhelm Berg.

⁵⁾ Berlin, J. Fontane & Co.

einsam dahin, von ihren Eltern auch gemieden, bis sie endlich doch ein Plätzchen bei ihnen findet, um zu sterben.

Nicht diese äußeren Schicksale sind es, die das Werk ein- zig herzbewegend machen; es ist die Kunst, mit der hier ganz schlicht, und ohne daß die Absicht deutlich wirkt, uns Mitleid in menschliche Seelen geschenkt werden.

Und ferner ist es die herzensweite, abgeklärte, herbstreife Lebens- und Menschenanschauung, voll milder Resignation, die aus dem Buche spricht. Für niemand wird Partei genommen, nicht für Effi, die Adultera, nicht für Jnnstetten, den Arzt seiner Ehre. Es wird nur gezeigt, wie alles so kommen mußte. Die Geschichte der Ehe ist mit den feinsten Zügen gezeichnet, dieser so correcten Ehe, in der der Mann so aufmerksam und liebenswürdig gegen die junge Frau ist, und in der doch die Herzenswärme und der verliebte Reiz fehlen, nach denen das phantastische, arme, junge Blut sich sehnt. Und voll thränen- bangener Herzenstraurigkeit ist die einsame Buße der Schuld- los-Schuldigen geschildert, wie sie, von allen gemieden, sich nach ihrem Kinde sehnt. Als sie es aber endlich sehen darf, da steht eine Eiswand zwischen ihnen, das Kind findet der Mutter gegenüber keinen Gefühlston, und Effi merkt, daß sie nun ganz allein ist.

Und für alle weiß der Dichter bei dem Leser ein Versehen zu erwirken, keine Zustimmung oder Verurtheilung, nur ein Versehen, daß Menschen in dieser Lage so und nicht anders handeln konnten.

Aus der Frauen-Literatur liegen mir diesmal ausnahmslos bedeutsame, ernste Werke vor; die besten in der Zahl sind Helene Böhlau's „Rangir-Bahnhof“ und Lea Andreas-Salome's „Ruth“. Helene Böhlau's Buch⁶⁾ zeigt ganz die charakteristischen Seiten ihrer Begabung. Wiederrum hat sie ein von ihr schon oft aufgenommenes Motto gelodt: Contrast zwischen Künst- lerschaft und Philistrosität. Einem genial veranlagten Mädchen werden die Schwingen ihrer Seele in der Ehe mit einem guten hausbadenen Manne gelähmt. Und als ein Mensch in ihr Leben tritt, eine gleich feurige Künstlerseele wie sie, da liegt sie sich auf dem Krankenbett und erwartet den Tod. Mit großer Kraft der Gefühlsbildung werden wir zu einem warm empfundenen Miterleben fortgerissen.

Die Novelle der Frau Andreas-Salome⁷⁾ ist voll lyrischer Herzens-Poesie und einer keuschen Leidenschaft, deren Zauber man sich nicht entziehen kann. Wir lesen in dem Gemüth eines jungen Mädchens, das auf der Uebergangschwelle zum Weibe steht und lernen sie in ihren ahnungsvollen Träumen verstehen.

Die dachtenden Frauen unserer Tage zeigen überhaupt zum großen Theil das künstlerisch höchst respectable Streben, Gefühls-Mysterien ihres eigenen Lebens zu entschleiern und aus ihrem Geheimsten zu offenbaren. Das beweisen auch das, wie ein Verzeihungschrei wirkende Buch von Gabriele Reuter „Aus guter Familie“⁸⁾, die Leidensgeschichte eines Mäd- chens, und die mit schärfster Selbstbeobachtung seelisch hochin- teressante „Aufzeichnungen einer Diakonissin“⁹⁾ von Adine Gemberg.

⁶⁾ Berlin, J. Fontane & Co.

⁷⁾ Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung, Nachf.

⁸⁾ Berlin, S. Fischer.

⁹⁾ Berlin, S. Fischer.

Nachdruck verboten.

Zwei Lieblinge der Musen.

Von Ernst Wolff in Köln.

Siehe Seite 33.

Erbinand Hiller sagt einmal irgendwo, daß alle großen Musiker in ihrer Jugend Wunderkinder gewesen sind. Vielleicht kann man dies Wort in gewissem Sinne auf alle großen Künstler ausdehnen, aber die Erscheinung auffallender Frühreife zeigt sich doch nirgends so häufig, wie in der Kunst der Töne. Und in der That ist es eigentlich nur natürlich und durchaus nicht wunderbar, daß Dhr und Hand des genial veranlagten Musikers schon in zarter Jugend die feine Structur ihres Organismus deutlich erkennen lassen. Wer berufen ist, ein echter, großer Virtuoso zu werden, bedarf gewiß jahrelanger, mühevoller Studien, aber er muß auch in die complicirte Technik seiner Kunst hineinwachsen, und dieser Werde-Proceß kann eben nur bei dem noch unausgewachsenen Menschen beginnen, in dessen Seele schon die keimenden Kräfte des besondern Saftes sich regen, den wir Künstlerblut nennen. Das war und ist bei allen großen Tonkünstlern, schaffenden wie ausübenden, der Fall; der Unterschied ist nur, ob schon der werdende oder erst der ausgereifte Künstler sich den Augen der Welt zeigt. Mag man nun auch einem allzu frühzeitigen Her- vortreten in die Oeffentlichkeit im allgemeinen skeptisch gegen- über stehen, so beweisen doch allein, von Mozart zu schweigen, die Namen Anton Rubinstein und Joseph Joachim, daß auch aus Wunderkindern Wunderleute werden können. Beide sind in früherer Jugend auf das Podium getreten, und beide bedeuteten als Männer den Gipfelpunkt ihrer besondern Kunst.

Allem Anschein nach werden sich auch die beiden jugend- lichen Virtuosen, denen diese Zeilen gelten, dereinst zu echten und ganzen Künstlern auswaschen.

Bei Jean Géard, dem erstaunlichen Beherrscher des Violoncell, kann man nicht mehr vom „Wunderkind“ sprechen; das Kind ist zum Jüngling geworden, und das Wunderbare seiner Leistungen ist womöglich noch gesteigert. Nicht immer findet große ursprüngliche Begabung von vornherein eine ihrer würdige planmäßige Ausbildung. Géard hatte das Glück, in einem Musikantenheim zur Welt zu kommen und an seinem eigenen Vater, der selbst Musiker und Professor am Lütticher Conservatorium ist, einen ersten trefflichen Lehrmeister zu finden. So hat der am 6. December 1878 zu Lüttich geborene Künstler schon in zarter Jugend den Grund zu jener unge- wöhnlichen technischen Sicherheit gelegt, die neben seinem reinen, edlen Ton und der musikalisch natürlichen Vortragweise seine Vorbereitungen kennzeichnet. Zwölf Jahre alt, begann Géard seine Wanderungen, die ihn durch Europa und auch über den Ocean führten, und überall errang der junge Künstler, dessen elegante äußere Erscheinung trefflich mit der Sauberkeit und

Abgeklärtheit seiner Kunstleistungen harmonirt, rauschende Erfolge.

Als ich vor ein paar Jahren in Berlin bei einem befreundeten Sängerpaa...

Kochdruck verboten.

Der Schuh.

Von August von Heyden in Berlin.

III.

Mit 5 Abbildungen.

„Schon früh,“ so fuhr ich in meinem Vortrage fort, „müssen die Schuhe im Abendlande mit viel längeren Spizen getragen worden sein...

Zeit nie die Schönheit der Gestalten und Bewegungen auf der Bühne beeinträchtigen.“

„Aber, lieber Herr, gehen Sie da nicht zu weit? Finden Sie die Allonge-Perücken und die gepuderten Frisuren schön, oder gefallen Ihnen die großen Keifrüde der Damen in den Dramen, welche im 17. Jahrhundert spielen?“

„Den Einwurf hatte ich erwartet, mein Fräulein; er macht mich daher nicht irre; ich sagte: ohne zwingende Nothwendigkeit.“



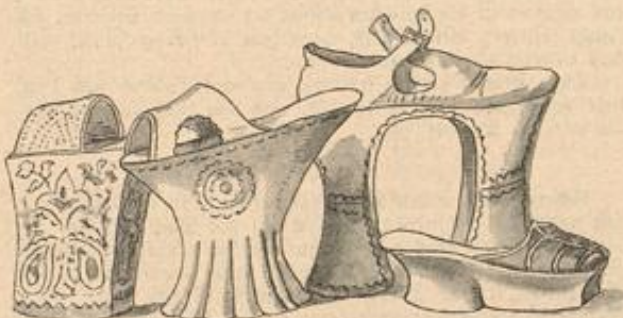
24a. Schuh mit Trippen und kurzer Leinwandsohle. b. Schuh nach einem Bilde des Carpaccio am Kgl. Museum zu Berlin. c. Schuh am Spielteppich des Germanischen Museums zu Nürnberg.

In der Zeit der Perücke trug man diese nicht nur auf dem Kopfe, sondern sie kennzeichnet die ganze Cultur dieser Periode. Ueberall das gleiche Pathos, dieselbe gepreizte Unnatur, die gleich einer Perücke auf dem ganzen socialen Leben, auf Kunst und Literatur thront.



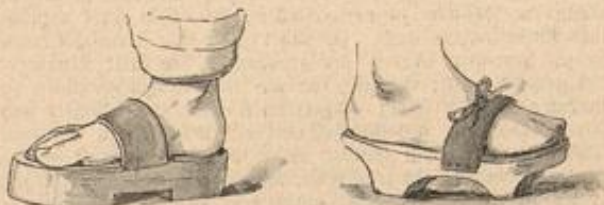
25. Schnabelschuh mit Trippen.

Molière's Satiren verstehen und die reine Menschlichkeit bewundern wollen, die er jenem gedauerten, unnatürlichen Wesen seiner Zeit gegenüberstellt.



26a. Maurisch-orientalischer Stelzenschuh (Schloß Ambras). b, c, d. Zoccoli.

wie wir uns heute zum Gigelthum stellen; und es gab immer Leute, welche in ihrer Tracht nicht aus der Zeit heraustraten und demnach alle Uebertreibungen vermieden, was in der Zeit von Perücke und Keifrock unmöglich war.



27. Lombardischer Stelzenschuh aus dem 16. Jahrhundert. Nach Becellio. 28. Moderner Stelzenschuh von Lugano.

Der Schuh. III.

Zeichnungen von August von Heyden in Berlin.

der Trägerinnen bestimmte und z. B. Schnäbel von zwei Fuß Länge nur den fürstlichen Damen gestattete. Karl IV. von Frankreich verbot um 1422 den Schuhmachern, Schnabelschuhe anzufertigen und zu verkaufen.

„Denn lange Kleider und spitze Schuh, Die kommen keiner Dienstmagd zu.“

Daß man sich aber bewußt war, wie hinderlich der Schnabel jeder freien Bewegung sei, beweisen die vielen Beispiele der Befestigung derselben, wo es auf solche ankam, so z. B. bei der Belagerung von Kassel und in der Schlacht bei Tempach, beides im Jahre 1386.

Erst um 1470 beginnt allmählich der spitze Schuh mit den Trippen zu verschwinden, wenn auch letztere freilich in jenen bereits erwähnten Stelzschuhen (27) eine Erinnerung zurücklassen.

Kochdruck verboten.

Märztage am Gardasee.

Zu dem Bilde von Hermann Hartwich in New-York. Siehe Seite 30.

Es ist zwar keine werthwürdige, aber doch eine beachtenswerthe Thatsache, daß an der Wasserfront größere Reinlichkeit herrscht, als im Binnenlande.



Antworten.

(Auf die bezüglichen Fragen weisen die Seitenzahlen hinter den Schlagworten hin.)

Neuere Vorträge (152 bezw. 16). — Eine Ihrer überreichlichen Abonnentinnen stellt die Behauptung auf, daß das weibliche Geschlecht stärker vom Keuzer und vielleicht auch vom Keuzerlichen beinflusst sei, als das männliche.

Redmarshall - Leutenants-Gattin, Wien. — Unter den von F. Delattre bei den Ausgrabungen in Karthago gefundenen Gegenständen ist eine ganz unversehrte, etwa 13 cm hohe Eisenstatuette besonders bemerkenswerth.

J. G. in S. — Wer eine so schauderhafte Handschrift schreibt, darf sich nicht wundern, wenn alle Redaktionen ihm seine Manuscripte zurückschickt.

G. v. T. — Vielleicht später einmal; es liegt noch zu viel vor.